Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(6. Fortsetzung.)

„Vater," mahnte die Clari-Marie und noch einmal hastiger, schon mit etwas wie Erkenntniß in der Stimme: „Vater!" Der Körper des Alten hing kraft- und leblos in ihren Armen. Es überlief sie kalt, sie ließ ihn in die Kissen zurückgleiten, riß ihm das Hemd an der Brust auf und horchte. Das Herz schlug nicht. Da blickte sie in das Gesicht des Chrisostomus, strich auch ihm die Lider über die Augen, sah von ihm nach dem anderen Bett hinüber und schüttelte den Kopf, als begriffe sie nicht. Dann ging sie in die Wohnstube hinaus; sie wußte nicht warum, noch was sie wollte, langsam ging sie an der einen Wandseite hinauf und an der anderen hinunter und wieder in die Nebenkammer zurück. Dabei empfand sie nichts als die Todtenstille, die im Haus war, und ein Gefühl, als sei jenes ganz leer für immer und sie allein übrig geblieben. Sie nahm eine Stabelle, schob sie zwischen die zwei Betten und setzte sich, den einen Arm legte sie auf dieses Bett, den anderen auf das andere, ganz ruhig, als ob sie sagen wollte: „So, Vater, Mutter, kommt, gebt mir die Hand." Dann saß sie lange, den schweren, breiten Oberkörper vorgeneigt, mit sinnendem Blick auf den Boden starrend. Das Licht in der Stube war düster, die Umrisse ihrer schwarz gekleideten Gestalt flossen mit dem Dunkel, das zwischen den zwei Bettstellen lag, zusammen, aber ihr festes, gelbbleiches Gesicht mit den scheinenden Augen und den Hautsäcken darunter leuchtete aus dem Dämmer. Eintönig spritzte der Regen an die Fenster, in der Stube selbst war eine fröstelige Kühle. Die Gedanken der Clari-Marie, die Anfangs wirr gewesen, wie ein Strom brodelnd und gestaut von dem einen Empfinden: Mein Gott, jetzt bist ganz allein! wurden allmählig still, klar fließend, in Wellen zog es daher, und als die Clari-Marie inne ward, daß es gleichsam wie Bilder an ihrer Seele vorüberzog, war es ihr eigenes Leben.

Das war ganz richtig: Viele waren schon aus diesem Leben hinausgegangen, drei ältere Brüder zuerst; den einen, den ältesten, hatte der Branntwein und das böse Leben früh vorweg genommen, den zweiten fällte die Tanne im Fallen, die seine eigene Axt umgeschlagen, der dritte, der jüngste, war schwächlich gewesen von Kind an. Sie, die Clari-Marie, hatte ihn noch gepflegt, als sie selber heranwuchs; er war der erste, von dem sie im Isengrund gesagt hatten: Wenn die Clari-Marie nicht gewesen wäre, wäre er viel früher gestorben! Damals — unversehens — war ihr Ruhm aufgewachsen, wie sie selber und die Schwestern erwuchsen. Starke Mädchen sind sie, die Zieglerischen, und rechtschaffene, hieß es im Dorf. Sie suchten die Viktorine auf, als der neue Pfarrer in's Dorf kam vor vielen Jahren und ließen ihr keine Ruhe, bis sie die Magdstelle bei ihm annahm. Und so ließen sie bei ihr, der Clari-Marie, nicht nach, bis sie zusagte und das Hebammenamt übernahm. „Eine aus dem Dorf muß hinunter in die Stadt und den Kurs mitmachen, und du bist dafür, Clari-Marie", mit derlei Reden fingen sie an und mit allerlei Versprechungen hörten sie auf. End' aller Enden, auf alles Zureden hin nahm sie das Amt an, das sie sich schwer dachte und das doch noch schwerer war. Sie war damals schon über die ersten Jungfernjahre hinaus. Fünfundzwanzig war sie alt, als sie aus St. Felix zurückkam und ihr Amt antrat. Ein Jahr später kam der Truttmann, der Schreiner, in's Dorf, groß, schwarzbärtig, ein stattlicher Mensch, schien ruhig und recht und miethete die Werkstatt, die neben des Vaters Haus stand. Gleich nach den ersten Wochen hieß es im Dorf: Jetzt wird er wohl eines von den Zieglermädchen nehmen, der Schreiner. Was hätte er da eine von den jüngeren nehmen sollen, wenn sie, die Clari-Marie, noch unversorgt war. Sie hatte sich nicht groß um die Mannsleute gekümmert, aber den Truttmann, als er ihr schön zuthun begann, sah sie nicht mit Widerwillen an. Er arbeitete fleißig und hatte eine überlegene Art, die er sich im Thalland geholt haben mochte. Zweimal, an Sonntagen, hatte ihr geschienen, er habe einen sonderbar weinrothen Kopf und glänzende Augen, aber als er sie um's Heirathen fragte, war der Gedanke Meister in ihr: „Auswahl hast nicht im Isengrund, Clari-Marie! Warum sollst ein altes Mädchen werden, wenn du es anders richten kannst!" Damit nahm sie den Truttmann ohne viel Bedenken. Das Aufgebot erging, zwei Wochen später gab der Pfarrherr sie zusammen. Es war nicht viel geändert durch die Heirath — nur, daß der Truttmann mit im Hause wohnte und sie, die Clari-Marie, die sich mit Arbeit nicht genug thun konnte, anfing, in der Werkstatt mitzuhelfen, wie ein Gesell. Ein paar Wochen ging das gut und schön; die gemeinsame Arbeit und das Vorwärtskommen, das sich aufthat, war, was ihr zusagte. Da kam sie dahinter, daß der Truttmann öfters neben die Arbeit ging. Im „Löwen" hockte er und spielte; bald spielte und trank er halbe Nächte hindurch. Sie war keine zum Nachgeben. Es gab harte Worte; als er mit Worten nicht Meister wurde, wollte der Truttmann die Fäuste reden lassen. Aber er kam an die Unrechte. Ein halbes Jahr lang war ein Streiten im Haus, ein Aneinanderaufstehen, daß der Vater und die Mutter, die zwei kleinen, ängstlichen Leute, verschüchtert beiseite standen. Dann half ihr, der Clari-Marie, ein böser Kampfgenosse, der Branntwein. Sie dachte die Scheidung zu erzwingen, der Branntwein schied sie gleich so, daß kein Gericht mehr zu sprechen brauchte. Aber vorher kam das Unglück mit der Cille und daß die, still, brav und verschlossen, wie sie immer gewesen war, an einem jungen, gluthäugigen Welschen, der eine Zeitlang im Dorf gewesen und nachher auf und davon ging, verunglücken mußte. Als es offenbar wurde, war denen in der Zieglerhütte, als müßte der Himmel einstürzen und sie alle begraben; auf die Cille hätten sie alle geschworen. Vater und Mutter verloren sich selber; sie warfen sich über den Tisch und flennten; zu helfen und zu rathen wußten sie nicht. Der Truttmann fluchte und lachte abwechselnd. Die Cille flennte nicht, die war bleich und hatte verfallene Züge, wie ein Schatten schlich sie umher. Eines frühen Morgens schlich sie dorfaus, den Blick und die Gedanken hatte sie auf den See in der Tiefe gerichtet. Sie, die Clari-Marie, folgte ihr und brachte sie zurück. „Heim kommst, ja wohl, es wird der Sünde wohl genug sein," sagte sie dann zu ihr. Sie empfand, daß sie seit jenem Tage Macht über die Schwester hatte; die Cille war ihr folgsam, als sei sie noch ein Kind und sie die Mutter. Ja, und dann fand sie, die Clari-Marie, einen Ausweg: Vor den Leuten sollte das Kind, das kommen wollte, als das ihrige gelten! Sie sprach mit dem Truttmann unter vier Augen; in seiner knurrigen Art, die er angenommen hatte, seit sie ihm über war, schien er auf ihren Vorschlag einzugehen. Als das Kind da war, brüllte er es im Rausch im „Löwen" aus:

„Uns soll das Wurm gehören, mir und der Clari-Marie! Hahaha, wißt ihr's, wie das ist? Die heimliche, die scheinheilige, die den Herrgott noch getragen hat an der letzten Prozession, die Cille hat das angestellt!"

Seit dem Tag konnte sie, die Clari-Marie, den Namen ihres Mannes nicht mehr hören; von da an war ihr kein Mensch so zuwider wie der, der die Schwester, Vater und Mutter, sie und sich selber verunehrt hatte. Ein Vierteljahr später war der Branntwein Meister, und traf den Truttmann der Schlag.

Wieder einer weniger im Zieglerhaus! Ein Jahr darauf nahm die Trine den Furrer von Roththal zum Mann; da blieben die vier zurück, von denen heute abermals zwei abfielen, Vater, Mutter, die Cille und sie, die Clari-Marie! Jetzt — —

Draußen ging die Hausthüre, die Clari-Marie hob unwillkürlich den Kopf, der ihr schwer war, halb nach außen lauschend, halb noch ganz von dem erfüllt, was in ihr war, blickte sie in's Leere. Da kam leise, zaghaft die Severina über die Dielen der Wohnstube; die Kammerthür ging auf.

„Base Clari-Marie, jesses, sitzet Ihr da? Es ist so still im Haus, fast zum Erschrecken!" sagte sie, streckte ihr das schmale, bleiche Gesichtlein herein, und schwang dann die biegsame Gestalt nach in die Stube. Die Clari-Marie fuhr zusammen. Dann stand sie mit einem Ruck vom Stuhl auf, schritt, in ihrem Wesen die schweigende, schwerfällige Kraft mit der sie immer an alles Schwere ging, zur Severina hinüber und schob sie aus der Thüre.

„Du mußt zum Pfarrer laufen," sagte sie halblaut, „er soll läuten lassen."

„Ist die Großmutter todt?" fragte die Severina und hatte furchtsame Augen.

„Beide, der Großvater auch!" sagte die Clari-Marie.

„Beide!" stieß das Mädchen heraus, fast hätte sie aufgeschrien vor Schrecken.

Die Clari-Marie nickte nur, ungeduldig. „Der Viktorine sagst, daß sie gleich kommt," trug sie ihr weiter auf, „und Jemand soll sie zu deiner Mutter hinauf schicken, noch bevor sie kommt, die Viktorine."

Dem Mädchen standen die Thränen in den Augen; sie sah die Clari-Marie noch immer voll Schrecken und Traurigkeit an. Aber diese drängte: „Gehe rasch!"

Die Severina, als sie nachher durch den Regen dem Pfarrhaus zueilte, wunderte sich, ob die Base Clari-Marie nie flennte wie andere Weiber, die die Todten doch mit reichlichen Thränen zu Grab schwemmten.

10.

Die Todtenstube im Zieglerhause war voller barmherziger Seelen. Das halbe Dorf saß da und betete. Die Stube war schön geschmückt, eine Menge Kerzen brannten rund um die zwei Betten. Die Roththalbäuerin saß in ihrem schwarzschäbigen Sonntagsstaat da, und die Pfarrmagd saß neben ihr, auch der Furrer stand Hut in Hand, stammelnd, in einer Ecke, in einer anderen lehnten nebeneinander der Hansi, im neuen weißen Hemd und Feiertagsgewand, blond und breit, und die Severina. Nur die Clari-Marie maß in der Werkstatt mit dem Töni Sargbretter zurecht.

„Ganz gleich müssen sie werden-" sagte die Clari-Marie. „Nimm dieses Holz hier, das harte, saubere," sprach sie gleich darauf und zog eine Anzahl aneinander gelehnte Bretter aus einer Ecke. Der Töni schob die staubige Kappe auf's linke Ohr und schaute zu ihr hin. „Ja," sagte er und nickte, „ja,". Aber die Arbeit schien ihm Bedenken zu machen.

„Such das neue Beschläg hervor, das schwere, versilberte," befahl sie wieder.

„Ihr habt es dem Fabrikanten zurückschicken wollen," warf der Töni ein.

„Jetzt brauchen wir's," sagte sie.

Der Töni tuschelte in sich hinein, strich mit der Hand über die feuchte Stirn und legte langsam Hand an die Bretter.

„Der Hansi kann zum Maler-Toni gehen; morgen früh kann der kommen, bis dahin sind wir fertig."

„Wie ich bis morgen fertig werde, weiß der Teufel."

„So, meinst etwa nicht?" sagte die Clari-Marie, die schon unter der Thüre stand. „Wenn wir zu zweien arbeiten, wird es wohl rücken." Sie schob das schwarze Tüchlein zurecht, das sie um den Hals gebunden hatte, drehte sich ab und ging. Der Töni schnaufte schwer, spuckte und ging an die Arbeit. —

In der Stube sprachen sie von der Cille. Ob sie es schon wüßte? Ob sie in der Nacht zurückkäme?

„Ich habe ihr berichtet," sagte die Clari-Marie, die eben eintrat.

„So wird es Jaun auch wissen?" fragte eine der neugierigsten unter den Weibern.

„Sie bringt ihn mit," gab die Clari-Marie zur Antwort. Sie trat zu den Betten der Todten, stand vor jedem eine ganze Weile still und betete. Der rothe Kerzenschein umhüllte ihre schwarze, schwere Gestalt wie ein scheiniger Mantel, und messerscharf zeichneten sich die Ränder ihres Profils gegen den rothen Schein. Aus den Reihen der anderen fuhr manchmal ein Blick zu ihr hinüber, scheu, als müßte einer fragen: He, du dort, wann gehst wieder?

Sie blieb nicht lange. „Ich muß dem Töni helfen," sagte sie leise zur Pfarrmagd, als sie die Stube wieder verließ; dem Hansi winkte sie, daß er mitkomme. Dann schickte sie diesen zum Maler. Sie selber ging nach der Werkstatt hinüber. Der Regen fiel noch immer; in braunen Lachen stand das Wasser zwischen Haus und Werkstatt, die Dächer troffen; in den Lüften war rieselndes, ödes, einschläferndes Geräusch. Und die Nacht kam; es dunkelte rasch, als ob eine Riesenhand über das Bergdorf griffe: da, zugedeckt bist!:

Diese ganze Nacht hindurch war im Zieglerhaus ein ewiges Aus und Ein; es war kaum einer und eine im Dorf von denen, die gesunde Glieder hatten, die den verstorbenen Hundertjährigen nicht die Ehre anthaten, am Todtenbett zu beten. Zuweilen kam die Clari-Marie aus der Werkstatt herüber, sie sagte nicht viel dabei, mit kurzen Schritten trat sie an die zwei Betten, betete und ging wieder. In der Werkstatt stand sie nachher wieder stundenlang an der Hobelbank. Neben ihr arbeiteten der Töni und der Hansi; sie hobelten und hämmerten und maßen. Ihre Oberkörper neigten und hoben sich; Kurz, zitterig, mühsam der Alte. Der runde breite Rücken der Clari-Marie beugte sich schwerfällig langsam, aber ihr Hobel schnitt wuchtig; an ihren Handgelenken standen die Sehnen dick heraus. Der Hansi arbeitete, als hätte er eine Feder im Rückgrat. „Seht Ihr, Base, wie es rückt," sagte er, wenn er Brett zu Brett legte. Seine Augen glänzten dabei, als wäre heller Morgen statt nachtschlafender Zeit.

Am Morgen standen zwei fertige Särge mit Zierleisten und feinem schimmernden Beschläg auf dem Werktisch. Der Maler-Toni strich sie an und zog einen feinen Lack über die Farbe. Als sie fertig waren, riß der Töni die Werkstatthür auf und ließ mit dem regengrauen Morgen die Schulkinder in die Werkstatt schauen, die gekommen waren, nach Ortssitte bei den Todten ein „Vaterunser" zu sagen, ehe sie zum Unterricht gingen. „Jesses, wie schön," entfuhr es dem ersten, der die Todtenbäume sah. „Jesses, wie schön," durchlief es die ganze kleine Schaar, aber die Clari-Marie kam, schnitt das Kinderhäuflein, das vor ihr auseinanderwich, mitten entzwei und hieß den Töni und den Maler anfassen. „Tragt die Särge in die Stube," sagte sie.

Als sie mit dem ersten aus der Thür traten, schloß sie diese. „Zum Großthun sind sie nicht da, die Todtenbäume," sagte sie, „nur denen zu Ehren, die hineinzuliegen kommen." Dabei sah sie weder die Sargträger noch die Schulkinder an; so wußten sie nicht, zu wem sie gesprochen hatte; aber die Kinder und die Männer waren kleinlaut nachher.

In der Todtenkammer ließ die Clari-Marie die Särge niedersetzen, dann faßte sie selber an und legte die Todten hinein.

Das Beten und Ab- und Zulaufen der Dörfler dauerte bis zum Abend. Als es dunkel wurde, kam der Pfarrherr wieder, der schon mehrmals dagewesen war. Er kam würdig durch die Thür hereingeschoben, nahm, was er an demselben Tage schon dreimal gethan hatte, die Hand der Clari-Marie, die eben an ihm vorbeigehen wollte, blinzte sie mit feuchten Aeuglein zutraulich an und sagte, was er schon dreimal gesagt hatte: „Mußt es halt ertragen, Clari-Marie, weil es Gottes Wille ist."

Die Clari-Marie löste ihre Hände aus den seinen; nachher war es dem Hochwürdigen, als könnte er seine Worte, von ihr abgefallen, am Boden zusammenlesen. Er trat zu seiner Magd und sprach mit ihr, dem Roththalbauern und anderen von der Cille.

„Jetzt ist sie immer doch nicht da," wendete sich die Viktorine zur Clari-Marie; ihr feistes Gesicht schimmerte roth vor Fett und Zorn.

„Das Begräuniß wird sie hoffentlich nicht versäumen, die Cille," entrüstete sich der Hochwürdige.

Die Clari-Marie zuckte die Schultern.

Bald nachher verließ die Verwandtschaft und Freundschaft das Haus. Nur zwei Betweiber hockten die letzte Nacht bei den Todten.

Am frühen Morgen kamen die Gemeindeältesten und trugen die Särge auf den behördlichen Achseln zur Kirche und Grube. Den Rothhornweg hinunter und die Dorfgasse entlang wälzte sich eine dunkle Schlange von Menschen, Männer und Weiber. Der Regen hatte aufgehört, aber die Straße war verschwemmt und durchweicht, die schweren Schuhe der Dahinstampfenden machten ein klatschendes Geräusch. Der Himmel hing herab wie ein graues, wassergetränktes Tuch, von dem jeden Augenblick ein Guß, die Poren sprengend, niederschießen kann. Im Leichenzug flennte keines so laut wie sonst, nur die Trine und die Viktorine, die zuvorderst im Weiberzuge und nebeneinander gingen, hatten rothe Nasen und Augen und drückten die Taschentücher fleißig an's Gesicht, dabei war das strenge der breitschultrigen Truttmannin krankhaft gelb und das des blutjungen Mädchens durchsichtig wie schönes, klarweißes Wachs. Die Cille war nicht im Zuge.

Von der „Gräbt" kamen die Leidtragenden im Knäuel zurück, saßen nachher in der Wohnstube im Zieglerhaus beim Leichenschmaus, aßen und tranken und lachten. Die Roththalbäuerin wartete den richtigen Augenblick ab und fing an in der Nebenkammer nach Erbbarem zu stöbern. Die Clari-Marie wurde mitten im Leichenmahl zu einem kranken Weibe weggeholt.

Als sie zurückkam und vom Altdorf her dem Hause zuschritt, sah sie, noch ehe sie die paar Schritte am Rothhornweg hinaufthat, die Cille daherkommen. Diese kam, wie sie ausgegangen war, im schwarzen Staat, stützte sich auf den großen Schirm und hatte nicht groß Eile, obwohl sie lange Schritte machte, so daß der Oberkörper hin und her pendelte. Die Clari-Marie sah scharf hinüber, setzte die Lippen zusammen, und ihre Brauen rückten näher aneinander. Langsam ging sie gaßauf, hielt auf der Schwelle des Zielerhauses an und sah nach der Cille zurück, die unten in die Gasse einbog. Dann legte sie die Hand auf den Thürdrücker, aber als sie die Stimme der Tafelnden aus der Stube schallen hörte, blieb sie stehen und ließ die Cille herankommen.

Das trübe, graue Tageslicht war nicht stark genug, die Gasse hell zu machen, es lag ein traurig stimmendes Düster über dem steilen, steinigen Weg, und darin standen die zwei schwarzgekleideten Frauen, oben die breite, schwere Truttmannin, ein paar Schritt unterhalb der Hausthür, noch verschnaufend, die Cille.

„Tag," sagte diese, sie blickte der Schwester mit einem fremden Muth gerade in's Gesicht, so als habe sie sich lange auf die Stunde vorbereitet und gestärkt.

„Wo ist der Jaun?" fragte die Clari-Marie. Beide standen nun am Hause und sprachen halblaut, mit einer langsamen Hast, als drängte es sie, das Wichtige zu besprechen, ehe ein Dritter sich einmengte.

„Er ist unten. Noch in St. Felix ist er," gab die Cille Bescheid. Die andere blieb stehen, sagte nichts, nur über ihre breite Stirn war ein eigenthümlich wolkiger Schein gebreitet, von dem sich nicht sagen ließ, woher er kam, und in ihrer ganzen Haltung lag ein ungeduldiges: „Nun, red' weiter."

„Die Gräbt — ist — ist sie schon gewesen?" fragte die Cille; dabei fuhr sie sich mit der Hand unter die Augen und strich mit einem Finger eine Thräne weg, eine wie sie zu ihr paßte, kurz, herb wie sie selber.

„Ja, warum bist du nicht gekommen? Ich habe dir doch berichtet," sagte die Clari-Marie.

„Ich bin nicht weggekommen," gab die andere zurück. „Zuerst wollte ich gehen; und da war das grausame Wetter und sie ließen mich nicht. Und dann sagten sie, daß es nun doch zu spät sei und dann — ich muß es selber sagen — es wäre zu spät gewesen und — der Jaun — hat mich behalten wollen und — dann — lebendig hätte ich sie doch nicht mehr gesehen den Vater und die Mutter — und —"

Wieder fuhr sie sich unter die Augen, preßte auch die Lippen zusammen und schluckte, als würge sie einen schweren Bissen hinunter.

„Ja, und wann kommt er, der Jaun?" fragte die Clari-Marie mit ihrer scharfen Stimme. Da hob die Cille den Kopf, der ihr vornüber gesunken war und sah die Schwester an wie zu Anfang mit etwas wie Muth und Trotz.

„Er kommt nicht," sagte sie.

„Was?" fragte die andere.

„Er — ich — wir, ich und du haben uns das alles ganz anders und ganz falsch vorgestellt. Er — ich muß selber sagen — es wäre eine Sünde, ihm jetzt im Wege zu sein."

„So?" An den scharfen Backenknochen der Clari-Marie war ein Wallen des Blutes, auf einmal standen ihr zwei braunrothe Flecken im Gesicht. Die Augen bekamen einen eigenen Glanz, ihre Brust fing an zu arbeiten. Die Cille ihr gegenüber verlor gleichermaßen die Ruhe, auch ihr stieg das Blut langsam zu Kopf; keine von beiden konnte verleugnen, daß ein Sturm in ihrem Innern anhob, beide packte es langsam aber mächtig, und in der Art, wie ihr halblautes Reden hastiger wurde, verrieth sich deutlich, wie die Erregung sie meisterte.

„Sie haben ihm den Kopf verdreht, dem Bub, in St. Felix," sagte die Clari-Marie.

„Nein," gab die Cille zurück, „der hat es gut da unten wie noch nie in seinem Leben."

„Und du hast dir den Kopf auch verdrehen lassen."

„Thu' mir den Gefallen und gehe eines Tages selber hinunter und laß dir erklären —"

„Ich wollte, daß ich müßte!"

„Aber jetzt im Ernst — —!"

„So hast es denn zugegeben, daß er dort bleiben kann, der Jaun?"

„Ja. Er hat es jetzt einmal in sich, daß er ein Studirter werden will und kann."

„Ein Studirter!" die Clari-Marie lachte halb.

„Ein Doktor," sagte die Cille.

„Dann bleibt er also in der Stadt?"

„Hier oder doch im Kanton will er doktern, wenn er einmal darf."

„Hier aber nicht," sagte die Clari-Marie.

„Nicht?"

„Nicht, so lange ich etwas zu sagen habe!"

Jetzt sah die Cille der anderen wieder in die Augen, erstaunt, zornig, heimlich vor Angst. Der Zorn wurde Herr. Sie krampfte die dürren Hände um den Schirm. „Meinst er könnte dich ausstechen?" fragte sie. Als es heraus war, erschrak sie selber über die Rede. Die Clari-Marie sagte kein Wort, es lief nur ganz sichtbar ein fahler Schein über ihr Gesicht, als erkalte sie innerlich. Dann drückte sie auf die Klinke und trat in's Haus.

Die Cille folgte ihr. In der Stube hob ein großes Fragen und Schwatzen an, als die Cille hereinkam. Die Clari-Marie ließ sich dort erst sehen, als jene schon unter den Gästen am Tisch saß und dahin und dorthin Rede stand.

Und just hinter der Clari-Marie, als diese, einen frostigen Zug im Gesicht, sich an den Tisch zu den anderen stellte, kamen die Kinder des kranken Weibes hereingestoben, die sie schon einmal weggeholt hatten. „Ihr sollt gleich kommen, Clari-Marie. Es ist wieder schlimmer mit der Mutter."

Die Clari-Marie stand einen Augenblick, als hörte sie nicht. Sie sah mit ihren schwarzen Augen die Cille an, fast als fragte sie: „he, du, was sagst?" Die Cille wurde roth, das angewohnte Ducken kam sie an.

„So kommet doch," drängten die Kinder, der Knabe zog die Clari-Marie am Rock, die Thränen schossen ihm aus den Augen.

Die Clari-Marie sah mit einem seltsamen, leuchtenden Blick über den Tisch hin. „Ich muß wohl," sagte sie, „so lange er noch nicht hier ist, der andere, der Doktor!" Es rann wie ein Zittern über ihre starke Gestalt und die Stimme klang voll Hohn. Dann ließ sie sich von dem Buben hinausziehen.

Die Gäste sahen einander an. „Was hat sie jetzt?" fragte eine Frau.

„Warum ist sie jetzt so im Zorn?" erkundigte sich der Roththalbauer. Da stand die Cille vom Tisch auf, ganz bleich, mit von innerer Qual verzerrtem Gesicht. Die Arme hingen ihr lang herab. Jetzt hob sie sie ein wenig.

„Er — er will Doktor werden, der Jaun," sagte sie mit bebenden Lippen „und sie ist nicht zufrieden, die Clari-Marie."

11.

Die kleine Welle, die im Lebenssee derer vom Isengrund entstanden war, als die zwei überzeitigen, der Chrisostomus Ziegler und sein Weib gestorben waren, glättete sich wieder. Im Zieglerhaus wurde es zuletzt ruhig. Dort lag ein paar Tage eine Schwüle auf den Inwohnern. Der Hansi und die Severina vergaßen das Schwatzen. Der Töni stand von den Mahlzeiten früher als gewöhnlich auf und rauchte seine Pfeife in der Werkstatt statt am Tisch in der Wohnstube. Zum Hansi meinte er: „Du Bub, jetzt kann's denn wieder besser Wetter geben, da bei euch, sonst, beim Eid, laufe ich davon." Der Hansi that, als höre er nicht. Er hing an der Clari-Marie und schwieg, weil er nicht wußte, mit was er sie vertheidigen sollte. Daß sie an dem heimlichen Unfrieden schuld war, ließ sich nicht leugnen. Die Cille ging umher, wie eine Geschlagene. Wenn sie meinte, allein zu sein, schoß ihr das spärliche Wasser in die Augen, wie das so war bei ihr, und sie würgte an ihrem heimlichen Kummer. Die Clari-Marie lebte ihr nicht zu leid, aber sie gab ihr nur die Worte, die sie mußte, daneben that sie laut, mit einer hallenden Bestimmtheit, ihr Tagwerk, es war, als schäle sich aus der sonst so stillen, ängstlichen, zurückhaltenden Frau langsam eine andere, herrische heraus. Aber auch die Schwüle im Zieglerhaus löste sich allmählich. Die Dorfnoth, die immer und wie vorher an die Thür der Clari-Marie klopfte und die auch die Cille stets mit hatte lindern helfen, half den Schwestern wieder zusammen.

Drei Tage nach dem Begräbnisse wagte die Severina eines Morgens beim Frühstück die Frage:

„So kommt er also gar nicht mehr heim, der Jaun?"

Das war nicht klug gefragt, aber die Neugier plagte die feine Severina, und bisher war keines im Hause darüber klug geworden, was im Thal unten mit dem Jaun, dem Buben, der schon so lange fort war, vorging. Die Frage war nicht klug.

„Nein, hier in's Haus kommt er nicht mehr, der Jaun," gab die Clari-Marie zur Antwort.

Die Cille bekam einen rothen Kopf und neigte sich tiefer über ihre Milch.

„Es ist schad'," sagte die Severina, „ich habe ihn gern, den Jaun."

„Der wird wohl anders geworden sein in der Zeit," warf der Hansi ein.

„Ein Herr," sagte die Clari-Marie hart.

Dann standen sie vom Tisch auf.

Der Hansi stieg nach dem Estrich hinauf, als er herabkam, trug er ein schweres Beil auf der Schulter. „Ade," rief er in die Küche hinein.

„Ade," gaben die Cille und die Severina von dort zurück. Er verließ das Haus, schob drüben die Werkstatthür zurück und blickte hinein. Die Clari-Marie und der Töni standen an der Arbeit.

„Ich gehe jetzt, ade," sagte der Hansi.

Die Clari-Marie sah ihn zerstreut an. „Wohin?" fragte sie.

„Heute ist doch Dienstag," gab er zurück, „ich muß doch in's Holz mit dem Vater."

„Jaso," sagte die Clari-Marie. Dann trat sie hinter der Hobelbank hervor und zu ihm in die Thür. Sie zupfte ihm das blaue Ueberhemd am Halse zurecht. „So geh halt," sagte sie und dann — gleichgültig — „schön Wetter ist heute," stand neben ihm und schaute den Rothhornweg hinauf, über den herab das Gold eines hellen Morgens quoll.

Der Hansi streckte ihr die Hand hin, die schwielig und breit und stark war und leuchtete sie mit den heiteren Augen nahe und fröhlich an. Sie nahm seine Hand. Dann ging er, und sie blieb unten am Weg stehen und sah ihm nach.

Mit den schweren Schritten derer vom Isengrund stieg er bergan, das war immer, als zwinge jeder eigensinnig und beharrlich widerspenstigen Grund unter die Füße, wo die zu steigen anhoben. Er trug hellblau gestricheltes Kattungewand, die Hose, die über die Wadenmuskeln straff gespannt saß, und das Stallhemd, das, in die Hose gepackt, sich fest um die schlanken Hüften legte. Der nackte Fuß steckte in Holzsandeln. Der braune Kopf war bloß, und die weiße Locke schien, als liege eine Lichtflamme auf dem vollen Haar. Er war breitschultrig geworden, und das Gesicht war jetzt fest und gesundfarbig. An den Schläfen und an der Oberlippe sproßte der blonde Flaum.

Höher und höher stieg er, jetzt erreichte er die Stelle, wo die haarscharfe Grenze zwischen dem Schatten des Thalgrundes und dem Goldschein in der Höhe lief. Da sah er sich um. Warm umfloß es seine kräftige Gestalt. Er winkte hinab und jauchzte.

Die Clari-Marie stand noch immer dort; sie sah seine hellen Augen blitzen. Er aber konnte nicht wissen, daß in den ihren etwas wie Sehnsucht stand und daß hinter ihrer Stirn ein Gedanke arbeitete: „Wirst mir auch verloren gehen wie — wie der Jaun?"

* * *

Der Hansi setzte seinen Weg fort. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse. Als er auf die Bergrippe trat, wo der Roththalgaden stand und der Weg nach seines Vaters Hütte hinüber abzweigte, stand drüben seine Mutter und rief ihm das „Tag" zu. Er grüßte zurück. Darauf schrie sie herüber: „Der Vater hat auswärts müssen, du sollst allein hinauf gehen; es ist alles Holz angezeichnet, was geschagen werden soll."

„Gut," gab er zurück; dann im Weiterklimmen fiel ihm etwas ein, was ihm das Blut in's Gesicht trieb: Nicht einmal herüberkommen hat sie dich lassen, die Mutter! Damit — damit sie dir nichts zu essen mitgeben muß! Er griff in die Hemdfalten; da steckte Brot und Käse, die ihm jeden Morgen bereit lagen, ehe er zur Arbeit ging. Das spendete die Clari-Marie; die andere aber, die eigene Mutter, war froh, daß sie keine Kinder mehr zu füttern hatte. Pfui!

(Fortsetzung folgt.)

—Angeführt. Frau (die zum zweiten Mal geheirathet hat, zum Gatten): Was, jetzt passen Dir die alten Anzüge von meinem Seligen nicht? Ich habe Dich doch extra bei dem Heirathsvermittler nach Maaß bestellt!

— Gewissenhaft. „Warum sind Sie denn heute so schlecht gelaunt, Herr Baron?" — „Ach, denken Sie — träume heute Nacht, daß ich im Hotel zum Bären sitze und Champagner trinke; wache darüber auf, ohne den Kellner bezahlt zu haben."

Für die Küche.

Mohrrüben mit weißen Bohnen. Mohrrüben, die man geputzt und in Stifte geschnitten hat, und weiße Bohnen, von jedem das gleiche Gewicht, werden, jedes für sich, weich gekocht, die Mohrrüben in Fleischbrühe oder in Wasser mit Fett oder Butter, die Bohnen in Salzwasser. Dann mischt man beides, fügt etwas Hammel- oder Schweinefleischbrühe dazu, verdickt das Gemüse mit einer hellen Mehleinbrenne, läßt es noch eine knappe Stunde zusammen leise ziehen und schmeckt es gehörig ab.

Königsberger Klops. 2 Pfund Fleisch (zu 2/3 Rind- und 1/3 Schweinefleisch) hackt man fein, thut zwei ganze Eier und zwei Eiweiß, einen knappen Eßlöffel zerlassene Butter, die Hälfte von zwei gewässerten und fein gehackten Heringen, einen Theelöffel geriebene Zwiebel, eine Prise Pfeffer dazu, knetet es mit dem erforderlichen Reibbrod oder vorher eingeweichter und gut ausgedrückter Semmel gut durcheinander und formt kleine Kugeln von der Masse. Darauf bereitet man eine Sauce auf folgende Art: Die Heringsgräten werden mit einem Eßlöffel Butter und zwei kleinen Zwiebeln geschwitzt, bis die letzteren gelblich sind, dann fügt man einen reichlichen Eßlöffel Mehl hinzu, füllt die Sauce mit Essigwasser auf, thut einen Theelöffel Fleischextrakt und einige Eßlöffel gute, saure Sahne dazu, läßt die Sauce mit Gewürzkörnern, Nelken, Lorbeerblättern, einer Prise Pfeffer und der zweiten Hälfte des gehackten Herings aufkochen und fügt schließlich eine Prise Zucker und das etwa noch fehlende Salz dazu. Nachdem die Sauce gut durchgekocht ist, gießt man sie durch ein Sieb, bringt sie wieder zum Feuer und läßt nun in ihr die Klopse langsam gar kochen.

Französische Wurzelsuppe. Mohrrüben, Petersilienwurzeln, weiße Rüben zu gleichen Theilen, ein Stück Sellerie, etwas Porree und einige Chalotten in Scheiben geschnitten, mit Butter geschwitzt, mit einem Löffel Mehl vermischt und mit leichter Bouillon oder Wasser aufgefüllt, läßt man in dem nöthigen Salz und ein wenig Pfeffer so lange kochen, bis das Wurzelwerk nahezu weich ist. — Ein kleiner Kopf Wirsingkohl, der einige Minuten im Salzwasser blanchirt ist, und eine Handvoll mit kochendem Wasser überbrühte geschälte Kartoffeln dazu gethan und wenn sämmtliche Gemüse vollständig weich sind, zusammen durch ein Haarsieb gestrichen. Noch einmal erhitzt, legirt man die Suppe mit einigen Eigelb, einem Stück frischer Butter und wenig Muskatnuß und giebt kleine Semmelcroutons in dieselbe.

Gefüllte Kartoffeln. Dazu wählt man große Kartoffeln, wäscht sie sehr rein und backt sie im Ofen. Dann schneidet man sie der Länge nach in zwei gleiche Hälften. Nun schabt man das Inwendige mit einem kleinen Löffel heraus, ohne die Schale zu zerstören. Die Kartoffeln werden dann sehr fein gestampft, mit 2 Eßlöffeln Butter und einer Tasse Rahm oder fetter Milch gerührt, bis die Masse leicht und schaumig ist. Man würzt sie mit 1 Eßlöffel fein geschnittener Zwiebeln, sowie mit Salz und Pfeffer und füllt darauf die ausgehöhlten Schalen damit voll. Dann setzt man sie, eine neben die andere, in eine Backpfanne, legt auf jede Kartoffelhälfte ein kleines Stückchen Butter und stellt die Pfanne auf den Rost oben in den Backofen. Wenn die Oberfläche der Kartoffeln schön braun geröstet ist, so ist das Gericht fertig.

Apfelklöße. Man macht aus 1 Pfund Weizenmehl, zwölf ganzen Eiern und so viel Wasser, als erforderlich ist, um einen zähen Teig zu erhalten, einen großen Kloß. Gute, reife Aepfel werden geschält, von dem Kernhaus befreit und gehackt. Von diesen gehackten Aepfeln wird so viel in den Mehlkloß eingeknetet, als der Teig aufnimmt. Alsdann sticht man mit einem silbernen Löffel längliche Stücke davon ab und wirft sie in einen Kessel mit siedendem Wasser, in dem man sie gar kochen läßt. Es ist aber rathsam, sich vorher erst zu überzeugen, ob der Teig auch im Wasser zusammenhält, da er sich leicht auflöst. Sollte dies der Fall sein, so knetet man noch eine Kleinigkeit Mehl dazu und schlägt vor Allem noch mehrere Eier darunter, sie binden den Teig bekanntlich viel besser als Mehl. Der Teig muß recht fest sein; die Klöße dürfen aber auch nicht zäh erscheinen. Man läßt sie über einem Sieb abtropfen und reicht sie mit brauner, heißer Butter und Zucker mit Zimmt vermischt. Werden noch mehr Eier in den Teig geschlagen und dieser dünner gemacht, so können auch kleine, dicke Plinsen daraus gebacken werden, die mit Zucker und Zimmt zu bestreuen sind.

Hammelkeule auf Wildart. Die Keule wird mürbe geklopft, vollständig von Haut und Fett befreit, in eine mit Estragon-Essig genäßte Serviette eingeschlagen, drei bis vier Tage in Zugluft aufgehängt, wobei man die Serviette täglich von Neuem anfeuchtet, dann gut gespickt, einen Tag in Milch gelegt, abgetrocknet, gesalzen und in 1/2 Pfund Butter ohne weitere Zuthaten weich gedünstet und gebräunt, worauf man sie herausnimmt, die Sauce mit süßem Rahm verkocht und dazu aufgibt.